



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Biographische Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

enthauptet. Bis Smederevo war nichts, was den Türken hätte widerstehn können." Erst 1815 wieder wagten die Serben unter Milosch Obrenowitsch eine neue und diesmal endlich erfolgreiche Erhebung.

(Schluß folgt)



Biographische Litteratur

Memoiren eines Menschen, dessen Leben einen tiefern Inhalt gehabt hat, sind für mich immer ein großer Genuß, wogegen Hilty in seinem Büchlein „Lesen und Reden“ die Selbstbiographie für entbehrliche und unnütze Lektüre erklärt. In meinem Widerspruch bestärkt mich ein im Heimatlande des verehrten Mannes erschienenenes kleines Memoirenwerk, das in seiner ganzen äußern Art einzig ansprechend ist und als Lektüre Nutzen stiften kann: Dr. L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen, herausgegeben von Dr. Elias Häfster (Frauenfeld, Huber). Sonderegger (1825 bis 1896) war ein angesehener Arzt und Hygieniker, zuletzt in Sankt Gallen, vielleicht unter den praktischen Ärzten der Schweiz der angesehenste. Mäßig bemittelt und nicht einmal mit einer festen Gesundheit begabt, verdankte er seine großen Erfolge zunächst einem selbstaufgelegten Geseze der strengsten Pflichterfüllung, gewiß aber auch dem freundlichen und vertrauenerweckenden Gemüt, das aus jeder Seite dieses Buchs zu uns spricht. Unter den Briefen an leidende Freunde sind manche, z. B. ein ganzes Bündel an eine kranke Pfarrerfamilie, die sich unmittelbar zu einer weitem seelendiätetischen Verwendung eignen würden. Außerdem war Sonderegger von einer für unser Zeitalter beinahe wohl als Ausnahme anzusehenden Bescheidenheit. Er, der selbständige wissenschaftliche Interessen verfolgt und sie über alles andre stellt, sieht den Universitätsprofessor, der das berufsmäßig thun muß und immer thun kann, fast wie ein Wesen höherer Ordnung an, ohne daß ihm doch ein Gefühl des Neids und die Frage dabei kommt, warum nicht ihn das Leben ebenso geführt habe, ebenso hoch und wahrscheinlich weniger mühevoll! Solche Menschen sind dazu berufen, glücklich zu sein, und das ist der Haupteindruck des Buchs: hier lebt und spricht ein glücklicher Mensch. Auf das einfache Lebensbild, aus dem die Schilderung des Wiener Aufstands lebhaft hervortritt — Sonderegger studierte damals in Wien —, folgt ein kurzer Abschnitt: „Meine Bilanz,“ der so anhebt: „Ich habe sehr viel Glück erlebt, und fast alles ohne mein Verdienst. Ich war glücklich als Arzt, allerdings nicht durch das, was ich, sondern durch das, was andre geleistet. Ich habe in dem mit großer Mühe erworbenen und behaupteten Parterresitz des ärztlichen Berufs ein erhebendes Schauspiel des Kulturlebens, ja

der ärztlichen Moral an mir vorüberziehen sehen.“ Und am Schluß dieses Abschnitts heißt es: „Wenn ich in den Himmel komme, werde ich mich für die ersten fünftausend Jahre als Student der Medizin einschreiben lassen. Mit himmlischen Einsichten und Hilfsmitteln die alten Rätsel zu lösen, das müßte eine Seligkeit sein! Am Ende des Lebens heißt aber der letzte Schluß menschlicher Weisheit: bedingungslose Ergebung in den Willen Gottes.“ Nach seiner Auffassung sollte jeder gute Arzt zugleich ein Stück von einem Pfarrer sein. Schon das eine giebt diesem Buche einen ganz besondern Wert. Die Geschichte seines Todes nach einer Operation, die er mit der vollen Einsicht in ihre Gefährlichkeit wünschte, ist ergreifend. Die Briefe, 302 Nummern an etwa vierzig Empfänger, machen den größten Teil des Buches aus. Sie beginnen mit einigen von der Universität aus an die Eltern gerichteten, und sie enthalten neben den Angelegenheiten des ärztlichen Berufs viel menschlich wertvolles. Zuletzt wird uns noch ein Glaubensbekenntnis mitgeteilt, worin sich der Siebzehnjährige 1895 mit den höchsten Fragen auseinandergesetzt hat, und das er dann in einen Umschlag einschloß mit der Überschrift: „Schulaufsätze des Gymnasiasten F. L. S.“ Ich zweifle nicht, daß auch Ärzte in dem Buche manches finden werden, was sie interessiert und fördern kann, aber die Hauptsache scheint mir zu sein, daß hier der Mensch so völlig mit dem Berufe zusammengeht und eins geworden ist, daß wir überall Zeugnisse der Seele vernehmen und die Frage nach dem Handwerk dabei vergessen. Ob der Lebenslauf herauszugeben sei, sollte nach des Verstorbenen Willen der Schwiegersohn entscheiden. „Ich möchte weder eitel noch hochmütig-bescheiden sein. Zum Stolzsein langt's nicht, also bewahre mich vor der übeln Nachrede, ein eitler alter Narr gewesen zu sein.“ Das war unnötige Sorge. Gerade so wie ihn seine Freunde kannten, wird der Verstorbene hier dem unbekannten Leser erscheinen: als ein Mann, an dessen Leben teilzunehmen der Mühe wert war.

Zu der Zeit, wo Sonderegger in Zürich studierte, war ein acht Jahre älterer Landsmann von ihm, Albert Kölliker, dort außerordentlicher Professor. Sein Vorgänger war der Anatom Henle gewesen, und als dieser 1847 von Würzburg nach Göttingen ging, folgte ihm Kölliker wiederum, diesmal als Ordinarius zunächst für Physiologie und vergleichende Anatomie, daneben aber vertrat er auch die mikroskopische Anatomie und die Entwicklungsgeschichte. Dem größern Publikum wird er vorzugsweise als Zoologe bekannt sein. Nicht als ob er gleich manchen andern Zoologen durch populäre Bücher breitem Ruhm erstrebt hätte, im Gegenteil, er hielt immer auf die strenge Wissenschaftlichkeit seiner Arbeit und seiner Mitteilungen. Ein Jahr nach seinem Eintreffen in Würzburg gründete er mit Siebold die Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, und seit Johannes Müllers Tode nahm er unter den deutschen Zoologen unbestritten den ersten Platz ein. Er hat Würzburg nicht wieder verlassen, der Schweizer verwuchs allmählich ganz mit der deutschen Hochschule, oder richtiger mit ihrer medizinischen Fakultät. Darüber berichtet er selbst, nachdem er 1897 das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Würzburger Lehrthätigkeit und zugleich

seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat, in einem inhaltreichen Buche: Erinnerungen aus meinem Leben von A. Kölliker (Leipzig, Engelmann, 1899), das man, ganz abgesehen von seinem sachlichen Werte, in der litterarischen Ökonomie als Selbstbiographie eines bedeutenden Gelehrten ein Muster nennen darf. Zuerst erhalten wir eine ganz kurze Lebensgeschichte, sachlich und schlicht, getragen von berechtigtem Selbstgefühl. Dazu giebt ein zweiter Abschnitt die Ausführung gewissermaßen in Farben. Der Verfasser hat das Glück gehabt, einer sehr gebildeten Familie zu entstammen, deren Wohlstand ihm zugleich auch in den Jahren der Ausbildung eine gewisse Freiheit der Bewegung erlaubte, sodaß er schon als Student wissenschaftliche Reisen machen konnte an die Nordsee und nach Neapel und Sizilien, zu einer Zeit, wo das weit schwieriger und auch kostspieliger war als heute. Später führten ihn die Interessen seines Berufs ebenfalls wieder in andre Länder, namentlich nach England und Schottland und nach Holland. Von dem vielen, was er dort erlebte, hat er niemals unterlassen, getreulich seinen Angehörigen Kunde zu geben, und der Abdruck dieser ausführlichen, höchst lebendig geschriebenen Briefe überhebt ihn nun der Aufgabe, alles das noch einmal zusammenfassend zu erzählen. So nett wie man etwas seiner Mutter oder seiner Frau und seinen Geschwistern sagt, könnte man es dem großen Publikum ja doch nicht vortragen. Dieser zweite Abschnitt enthält auch die berühmten vier Briefe von Siebold aus Utrecht, Leiden, Edinburgh und London (1850). Darauf folgt: „Beziehungen zu wissenschaftlichen Gesellschaften,“ „Lehrthätigkeit“ — alles exakt und zum Teil aktenmäßig dargestellt — und endlich, die gute Hälfte des ganzen Buchs einnehmend, „Wissenschaftliche Arbeiten.“ Diese sind nach Gattungen (Gewebelehre, Anatomie, Physiologie, Entwicklungsgeschichte usw.) und innerhalb derselben chronologisch in kurzen Auszügen aus den Originalveröffentlichungen aufgeführt und mit vielen Zusätzen und Hinweisungen auf inzwischen erschienene Arbeiten versehen worden. Den Nichtfachmann wird hiervon hauptsächlich allerlei zur „Deszendenzlehre (Darwinismus)“ Gehöriges interessieren, was gegen Darwin, Häckel und Weismann gerichtet ist vom Standpunkte des Anatomen (S. 358) und „wissenschaftlichen“ Zoologen (S. 395). Persönlich Merkwürdiges bietet übrigens dieser Lebenslauf noch sehr viel, z. B. daß ein mehr als achtzigjähriger Subilar noch Kapitalhirsche schießt, oder daß der Student einst als Schwimmer im Golf von Neapel von den Italienern angestaunt wurde, obwohl er „nur eine Stunde im Wasser war“; daß sich der junge Schweizer Professor einen feierlichen Empfang bei der Königin von England erwirkt, ferner Beziehungen zu hervorragenden Fachgenossen, Reiseerlebnisse und noch mancherlei mehr, was jedem Leser anziehend sein wird.

Ebenso alt geworden wie Sonderegger und in denselben Jahren geboren und gestorben ist der Schauspieler und Regisseur des Wiener Burgtheaters Ludwig Gabillon. Seine Tochter Helene, die Gattin des bekannten Schriftstellers Anton Bettelheim, hat dem Andenken ihres Vaters ein schönes, äußerst intimes Buch gewidmet, aus Tagebuchblättern, Briefen und persönlichen Er-

innerungen zusammengestellt, mit Abbildungen von Personen und Örtlichkeiten, ein Buch, das nicht bloß Theaterfreunde anziehen wird (Wien, Pest, Leipzig, Hartleben). Es beginnt mit einer allerliebsten noch von Gabillon selbst aufgezeichneten Geschichte seiner ersten Kindheit in Güstrow in Mecklenburg. Sein Vater, der aus einer französischen Emigrantenfamilie stammte, lebte von der Mutter getrennt; bei dieser allein verbrachte das Kind eine Reihe trauriger Jahre, nicht ganz freudlos, denn ein junges Gemüt findet überall Blumen zum Pflücken, bis der Vater seinen Wohnsitz in Schwerin nahm und seinen Sohn hier das Gymnasium besuchen ließ. Wie dieser Schauspieler wurde aus wirklicher, klar empfundener Neigung ohne alle Bohémie, erst mit einer Provinzialtruppe nach Rostock ging, dann nach Oldenburg kam, 1846 zu Julius Mosens Zeit, gleich darauf nach Schwerin und bald nach Kassel und Hannover, wird in den nächsten Kapiteln erzählt, bis ihn Laube 1853 für das Burgtheater gewann. Hier wollen wir einen Augenblick innehalten. Ich bemerkte, das Buch sei nicht nur für Theaterliebhaber von Wert. Gabillon war ein in vieler Hinsicht beachtenswerter Mensch. Eine Kraftnatur von einer wunderbaren Leistungsfähigkeit in allen körperlichen Dingen, von einem eisernen Willen beherrscht, ein Charakter ohne Heimlichkeit und ein Herz voll Güte und Teilnahme für andre, dazu noch eine tiefere Bildung mit mannigfachen Interessen und einer festen, ernstesten Gesamtrichtung! Der Leser steht hier vor einer ungewöhnlich vielseitigen Begabung, der es wohl in jedem Berufe hätte gelingen müssen; er bekommt den Eindruck von etwas so Tüchtigem und Solidem, wie er es sich nicht gerade notwendig mit einem Schauspieler verbunden denken wird. Wenn er dann diesem Manne, der vielleicht ein hervorragender höherer Beamter geworden wäre, mit Teilnahme folgt von Ort zu Ort durch redliche Mühen und mancherlei Enttäuschungen, so wird ihm bisweilen wohl ein Zweifel kommen, ob sich denn der gewählte Beruf oder das Publikum oder auch das Leben überhaupt hinreichend dankbar erwiesen habe. Doch vielleicht ist das nur Täuschung, hervorgerufen durch eine gewisse elegische Stimmung, die manchmal durch diese Mitteilungen geht, oder auch durch starke Äußerungen von Heimatsgefühl und Jugendsehnsucht, die in dem alternden Manne aufgestiegen sind; jedenfalls werden wir überall angeregt zum Mitfühlen und Weiterdenken, ein Zeichen, daß wir kein gewöhnliches Buch vor uns haben. — Über vierzig Jahre lang gehörte Gabillon dem Kreise der Burgschauspieler an. Er heiratete hier seine Landsmännin Berline Würzburg, die mit Auszeichnung Salondamen gab; sie starb nicht lange vor ihrem Gatten, ein Ersatz für sie wird noch heute vermißt. Ob sich Gabillon, der Norddeutsche, in Wien vollkommen heimisch und wie man zu sagen pflegt glücklich gefühlt habe, läßt das Buch nicht ganz deutlich durchblicken. Zu den allerersten Schauspielern gehörte er ja wohl nicht, aber er hatte doch eine Rolle, die ihm keiner nachmachte, den Hagen in Hebbels Nibelungen, und er hob jede andre, die er übernahm, durch seine ernste, tiefe Auffassung. Ungern ließ er sich auf Ibsen oder gar auf Hauptmann ein. Man kann nichts belehrenderes lesen als die kurzen Auf-

zeichnungen, die er sich zeitweise über jede Aufführung, die im Burgtheater stattfand, machte; aus jedem Worte spricht der kenntnisreiche und gebildete Schauspieler, der hoch über dem Routinier der Bühne steht. An Auszeichnungen hat es ihm nicht gefehlt; ob sie für seine Verdienste ausreichten, kann nur beurteilen, wer den Boden genau kennt. Die Darstellung dieses Teils ist höchst fesselnd. Gabillons Leben ist hier verflochten mit den Schicksalen des Burgtheaters überhaupt seit Laubes Rücktritt. Mag dieses noch so sehr zurückgegangen sein, Wien bleibt für Deutschland die Stadt des Schauspiels! Wo fände sich sonst ein so vielfältig zusammengesetztes Publikum, von einem solchen Interesse für die Bühne beseelt! Daß ein Buch wie dieses in Berlin geschrieben und verlegt würde, könnte man sich einfach nicht vorstellen.

Die Darstellung der Wiener Zeit Gabillons ist nicht nur anziehend, sie ist auch sehr zurückhaltend, taktvoll, wie man es aus dem Verhältnis der einzelnen daran beteiligten Personen verstehen kann. Wer eine rückhaltlose Aussprache über diese Dinge sucht und zugleich eine packende Schilderung des Instituts von seinen Anfängen an haben will, der lese das soeben erschienene, mit vielen Abbildungen versehene Buch von Rudolf Lothar, Das Wiener Burgtheater, zweites Heft der „Dichter und Darsteller“ (eines neuen Unternehmens von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie, Leipzig, Berlin und Wien). Es ist im höchsten Grade aktuell, temperamentvoll geschrieben und geeignet, Beachtung zu finden. Das Sensationellste darin wird der letzte Abschnitt sein mit dem Ergebnis, daß Schlenther nach knapp zwei Jahren schon abgewirtschaftet hat. Ob sich wohl irgend jemand darüber nicht gewundert hat, daß sich die Wiener als Leiter ihres ersten Schauspielhauses der Welt einen Theaterkritiker aus Berlin verschrieben, und ob nicht eigentlich ein jeder, der über die Direktionen des Burgtheaters seit Laube auch nur hie und da etwas gelesen hat, im stillen dachte: Na, wenn das gut geht —! Der Verfasser des neuen Buchs, Dr. Lothar, ist natürlich keine Justitia mit verbundenen Augen, sondern ein irdischer Mensch mit menschlichen Beziehungen, unter anderm zu dem Freiherrn Alfred von Berger, einem der berufensten Wiener Theaterkenner, der aber inzwischen, wie die Zeitungen melden, die Leitung des Theaters in Hamburg übernommen hat. Ich kenne Berger nur aus seinen Schriften und schätze ihn hoch als einen Litterarhistoriker und Kritiker von sehr vielseitiger Bildung. Ein Buch über Gerhard Hauptmann hat er nicht geschrieben; sollte er es aber einmal thun, so würde es wahrscheinlich etwas anders ausfallen als das vor ungefähr zwei Jahren von Paul Schlenther veröffentlichte. Was wir nun über Schlenthers Leitung des Burgtheaters hier lesen, lautet wenig erbaulich. Zunächst ein großes Defizit nach dem ersten Jahre, dessen Gründe „rein künstlerischer Natur“ sind. „Die Unkenntnis der Verhältnisse und vor allem die Schwäche und die Indolenz des dem Amte in keinerlei Weise gewachsenen Direktors tragen die Schuld an dem rapiden Niedergang des Hauses. Ich klage an, und so will ich denn beweisen.“ Das Repertoire der klassischen Stücke, auf dem der Ruhm des Burgtheaters

beruht, hat sich vermindert, gewöhnliche moderne Zugstücke, auf die eine Bühne mit diesen Mitteln und diesem festen Publikum nicht angewiesen sein müßte, werden bis zur Erschöpfung ihrer Zugkraft aufgeführt, das bessere Moderne aber, das neben dem Alten und Klassischen sein Recht hat, wird äußerst selten geboten. Der Tantiemenvoranschlag wird überschritten (die Klassiker sind ja tantiemenfrei), das Hoftheater, das das Höchste pflegen könnte, wetteifert mit dem Volkstheater, und die festen Abonnements des guten Stammpublicums vermindern sich. Was dagegen mit dem klassischen Repertoire zu gewinnen wäre, zeigt der Umstand, daß noch jetzt jedes klassische Stück gute Einnahmen bringt. Aber der Direktor müßte ein Bearbeiter und ein Regisseur sein. Vor dieser Aufgabe steht Schlenther rat- und hilflos da. Nur in einem übertrifft er alle seine Vorgänger, er ist der geschickteste Hösling, der zu allem und nach allen Seiten hin Ja und Amen sagt. Eben so unfähig wie dem Repertoire gegenüber hat er sich gezeigt, das Ensemble der Schauspieler auf der Höhe zu halten, es von außen zu ergänzen und neue Kräfte zu bilden. Er scheint der Totengräber des Burgtheaters zu sein, wenn nicht bald Hilfe kommt. Man sieht, die Anklage ist deutlich, und keiner wird gegen die folgende prinzipielle Behauptung etwas einwenden wollen. Ein Hoftheater kann kein Litteraturtheater mehr sein wie ehemals, für die Einführung des Neuen haben wir jetzt andre Bühnen und zwar mehr als genug, aber es kann noch eine Musteranstalt der Schauspielkunst sein, und das war das Burgtheater früher, es konnte dem Publikum das gute Alte bieten in einer Darstellung und Ausstattung, wie keine andre Bühne. Hierin liegt seine Zukunft, wenn es eine hat!

(Schluß folgt)



Herbstbilder aus Italien

Von Otto Kaemmel

1. Der italienische Herbst



Es ist eine alte, immer wieder aufgeworfne und viel erörterte Frage: In welcher Jahreszeit reist man am besten nach Italien, ist der Frühling schöner oder der Herbst? Die meisten werden darauf antworten: Der Frühling! Wenn in Deutschland noch alles im Schnee begraben liegt, oder die Vegetation wenigstens noch tot und leblos ist, die Bäume und Sträucher noch unbelaubt stehn, und ein trüber Wolkenshimmel über dem Lande liegt, trifft der Reisende, sobald er die von Eis und Schnee starrenden Alpen überschritten hat, den südlichen Frühling an. Alles grünt und blüht; in den Bergen sprießen Tazetten